

Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]

Autor(en): **Laedrach, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 19

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-643972>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

17

Der Versuch fand statt, war aber so nutzlos wie der erste, und darauf schickte der Vogt von Brandis die beiden Gefangenen nach Bern, wo die Täuferkammer, verwundert und erbost, schon wieder Arbeit zu erhalten, ihre Versorgung im Käfigturm verfügte.

Während jetzt Aufgebot um Aufgebot erging und fortwährend die Jungmannschaft Berns einrückte; vom Oberland, vom Emmental, vom Waadtland und vom Seeland her immer neue Bataillone gegen die Stadt zogen und der Schultheiß Willading Tag und Nacht auf den Beinen war, um die Walliser und die Freiburger, den Bischof von Basel und die Solothurner zurückzuhalten, daß sie nicht die Luzerner unterstützten, zog der verabschiedete Täuferjäger Schlich frohgemut ins Land hinaus.

Er legte sich an sonnige Waldränder und blinzelte den ganzen Tag in den blauen Himmel hinauf, oder schaute den Berg hinab, wie unten auf der Landstraße Kanonen gegen den Aargau hinab ratterten und lange Reihen von Soldaten in ihren neuen blau und roten Uniformen hinterdrein marschierten.

Wenn es Abend wurde, bezog er Quartier in einem behäbigen Wirtshaus und erzählte den staunenden Leuten, wie er aus dem Luzernischen habe flüchten müssen, wo er als reisender Krämer Hab und Gut zurück gelassen und mit Not das nackte Leben gerettet, so groß sei dort der Haß gegen die fekerischen Berner.

Wenn dann die Wirtsleute den Schwindler bemitleideten und gastfrei hielten, so nahm er es dankbar an und lachte nachher die Leichtgläubigen aus.

Auf diese Art rückte er langsam immer tiefer ins Emmental, wo er von seiner früheren Tätigkeit her die Dörfer und Pfarrhäuser kannte.

Er wußte, bei welchem Fenster im Bären man sitzen mußte, um zu sehen, ob der Pfarrer das Haus verlassen und ob die Köchin im Baumgarten die Wäsche hänge. Dann schlich er im rechten Augenblick in die Studierstube, die er noch von früher her kannte, als ihm der Prädikant die verschiedenen Täuferhäuser beschrieb. War er einmal soweit, so führte ihn ein angegebener Ortsfremder zu des Pfarrers Korn- oder Armenkasse, die er zur genaueren Kontrolle einpackte und später an einem schönen Plätzchen auf einsamer Egg in aller Ruhe untersuchte und je nachdem das Pfarrhaus dann höher oder geringer einschätzte.

Da er sich trotz des besten Erfolges in seinem neuesten Berufe nirgends zu großen Geldausgaben verleiten ließ, sondern immer als kleiner, geflüchteter Krämer auftrat, blieb er lange unentdeckt und dehnte seine Forschungsreisen immer weiter aus,

wobei er außer den Pfarrhöfen auch andere Häuser mit seinem Besuche beehrte, und insbesondere die reichen Bauernhäuser der Chorrichter durchaus nicht verachtete.

Unterdessen saßen Hans Flückiger und Peter Hertig bei Wasser und Brot im Turm und sahen in ihren Zellen weder Sonne noch Mond, doch wogte der Lärm der immer unruhiger werdenden Stadt auch zu ihnen hinauf.

Bald rasselten Kriegsfuhrwerke über das holperige Pflaster, bald ertönte Trommelschlag und Pfeifenklang vor dem dröhnenden Schritt der durchziehenden Soldaten, und wieder hörten sie den Lärm des Marktes und das Feilschen der Frauen um Eier und Dörr Obst und das erste Frühgemüse, das vom Land hereingebracht wurde.

In all den Lärm erscholl hie und da die Stimme des Weinrufers, des kleinen städtischen Beamten, der die Pflicht hatte, an bestimmten Stellen der weitläufigen Stadt zu verkünden, welcher der regimentsfähigen Bürger, die den Weinhandel als ihr Privilegium ausübten, eine neue Fuhr Waadtländer oder Neuenburger für den Herrentisch, oder ausnahmsweise Elsäßer für die durstigen Herrschaftskutscher hereingebracht habe.

Eines Nachmittags schaute Hans Flückiger von seinem Katechismus auf, den ihm ein Pfarrer dagelassen und den er im schwachen Lichtschimmer eines kleinen Bitterfensters las, denn tief unter ihm ertönte ein scharfer Trommelwirbel, und darauf begann der Weinrufer mit gellender Stimme:

„Im Keller des Herrn Steiger an der Neuenstadt ist frisch angekommen und wird ausgeschenkt ein guter Mustateller aus den Rebbergen des Bischofs von Sitten, zu fünf Bazhen die Maß, desgleichen ein kräftiger Wistenlacher aus seinem eigenen Rebberg zu zweieinhalb Bazhen; ferner empfiehlt er aus seinem Keller einen guten Burgunder zu achtzehn Kreuzern.“

Die Trommel wirbelte von neuem, und der Weinrufer fuhr fort:

„Die hochwohlgeborenen, hochedelfesten, hochachtbaren Herren Präsident und Komittierte einer Täuferkammer zu Bern tun kund, daß im Geltstag des rückfälligen Täufers Jakob Baumgartner im Rothmoos in der Gerichtsmarch Trub am vierzehnten künftigen Monats an eine Steigerung kommt dessen Heimwesen samt zugehörigem Erbreich und dreier Kühen Aufahrt, alles gewürdiget um zwölfhundert Pfund.

Des ferneren kommt zur Geltstagssteigerung im Döfen zu Lüzelflüß am siebenzehnten künftigen Monats das Heimwesen des täuferischen Hans Flückiger im Kleearten in der Gerichtsmarch Lüzelflüß, samt einer Kuh Aufahrt auf Arni, und ist das Heimwesen gewürdiget um viertausendfünfhundert Pfund. Die Lebware, so mitversteigert wird, nämlich drei Kühe und vier Guster ist geschätzt auf zweihundertdreißig Pfund.

Die Kaufsliebhaber sind dazu freundlich eingeladen.“

Wieder trommelte es, und Hans Glückiger entfiel das Buch.

Er stand auf und rüttelte am Gitter, er schritt auf dem engen Plage auf und ab. Er lehnte sich an die kalte Mauer; er wußte plötzlich nicht mehr, warum er hier war und wollte heim. Er sah das braune Haus mit den gläsernden Fenster Scheiben vor dem rauschenden Lannenwald, er sah die blühende Linde und den roten Klee; er sah die Kühe auf der Weide und die hütenden Buben und spürte plötzlich, daß ihm dies alles viel näher lag als das Himmelreich, das nach den dunklen, bedrückenden Sägen des Heidelbergers gar nicht so leicht zu erringen war.

Aber Frau Anna war drüben, nur schien es ihm heute sonderbar, daß er sie nicht so deutlich sah wie sonst, und daß er vielmehr sich ihr Bild in der heimischen Küche und am Brunnen unter der Linde weit besser vorstellen konnte.

Und das alles war er im Begriffe zu verlieren, ohne in der andern Welt schon einen vollen Ersatz sicher zu besitzen! Der kalte Schweiß rann ihm über die Stirne, und zum ersten Male fühlte er, daß es leichter war zu leiden, was Gott auferlegte, als was man selber zu tragen beschlossen hatte.

War er doch zu übereilt vorgegangen? Hatte er nicht noch Pflichten zu erfüllen gegen seine Kinder? Es war nicht leicht, den rechten Weg zu finden!

Unterdessen aber schlief Peter Hertig in seiner Zelle den Schlaf eines Kindes. Seit er der Gemeinde der Taufgesinnten angehörte, machte er sich keine Sorgen mehr. Gott wollte es noch nicht, daß er einen eigenen Hausstand gründete, sondern schickte ihn von neuem ins Gefängnis; also war er noch nicht reif und sollte unter neuen Entbehrungen ausreifen.

Aber: Selig seid ihr, so ihr um der Gerechtigkeit willen verfolgt werdet, hieß es in seiner Bibel, und der Spruch hatte seine Gültigkeit noch nicht verloren. Gab es nicht zahlreiche Märtyrer, die noch weit Schlimmeres erduldet hatten, warum sollte er unglücklich sein?

Einmal mußte doch der Tag der endgültigen Befreiung kommen, und wenn ihm gar auf dieser Welt kein Glück mehr blühte, so war ihm doch das himmlische Jerusalem gewiß!

Im Hause des Schultheißen an der Gerechtigkeitsgasse dagegen war nicht die Ruhe zu finden, die Peter Hertig im Gefängnis umgab. Wie mehr Truppen ins Feld zogen, um so größer wurde der Einfluß der Generalität und des Kriegsrates, und der alternde Schultheiß sah sich nach und nach die Zügel aus seinen Händen entgleiten, und das tat ihm weh.

Er hatte den Krieg seit langem gewollt zum Ruhme seiner einzig geliebten Stadt, und jetzt, wo er nach so vielen Jahren voller Hindernisse und Bedenken endlich da war, erlaubten ihm weder Stellung noch Alter, ihn mitzuerleben, wie er es sich einst vorgestellt; mit einundsiebzig Jahren war man kein Jüngling mehr, und den Mühsalen eines Feldzuges war der Greis nicht mehr gewachsen. Und doch brannte er darauf, selber einzugreifen, wenn Berichte kamen, wie selbstherrlich die verbündeten Zürcher vorgingen, die sich im Thurgau huldigen ließen, und wie zögernd der Feldoberst von Tschärner, der sich lange Zeit zu keiner Tat aufraffte.

An einem regnerischen Maienmorgen saß der Schultheiß in seinem Kabinett über seiner neuen Landkarte und suchte voll Verdruß zu ergründen, ob nicht bald ein Vorstoß der Keuß nach auf das schlecht befestigte Luzern gemacht werden könnte.

Da klopfte es an seine Türe, und seine Tochter, die Frau Generalin von Erlach, trat ein.

„Papa“, bat sie, „hast du ein wenig Zeit?“

Er schaute müde lächelnd von der Keußlinie auf und lud sie zum Sitzen ein.

„Papa“, weinte sie, „ich kann nicht mehr“, und die Tränen flossen ihr über beide Wangen.

Erschrocken griff er nach ihrer Hand. „Margarete, was ist, was fehlt dir?“

„Ach, Papa“, sagte sie endlich, „einmal muß es doch gesagt sein, mein Mann der Hieronymus . . .“

Der Schultheiß zog seine Hand zurück, und sein Blick zeigte statt des vorigen Mitleids eher Unwillen.

„Hast du mich erschreckt“, sagte er, „ich fürchtete schon, es fehle dir etwas, eine Krankheit sei im Anzuge, jetzt willst du nur den Herrn General verklagen, der sich so um dich sorgt, daß er dich in diesen Kriegszeiten nicht einmal in Narwangen lassen will!“

„Eben“, seufzte sie, „das ist es ja gerade. Ich soll hier sein, und derweil ist er im Schloß, und weißt du mit wem? Die Frau des Waisenhausverwalters Gryph will ihren Mann besuchen, er ist als Feldprediger bei den Truppen in Lenzburg, und unter diesem Vorwande ist sie schon die längste Zeit auf der Durchreise in Narwangen.“

„Abscheulich!“, entfuhr es dem Schultheißen, und die Generalin schuchzte erneut auf.

„Ich werde ihn herkommen lassen zur Berichterstattung über die Stimmung im Solothurnischen, und dann wird der Besuch ein Ende nehmen.“

„Kannst du nicht mehr tun, kannst du nicht mit ihm sprechen?“, bat sie.

„Und einen Skandal heraufbeschwören, was denkst du auch! Denk doch an die Freude bei den von Wattenwyl und bei den Frisching und bei allen unsern Gegnern, wenn sie etwas vernähmen; das tun wir ihnen nicht zu gefallen!“

„Aber es ist nicht das erstemal“, fing sie wieder an. „Auch was er als Hauptmann in Frankreich . . .“

„Meine Liebe, davon wollen wir nicht anfangen, die Geschichten sind bald zwanzigjährig und kaum mehr wahr!“

„Aber was er als General am Rhein . . .“

Der Schultheiß stand auf und zuckte die Achseln.

„Papa“, sagte die Generalin, „was er getan hat, empört mich. Ich habe Beweise, daß er den Franzosen Nachrichten verkaufte, die er als kaiserlicher General vernahm.“

„Und dafür von Paris Nachrichten brachte, die für unsere Stadt und Republik von unschätzbarem Werte waren“, sagte der Schultheiß kalt. Und wenn ich dir einen Rat geben kann, so ist es der: Mische dich nicht in politische Angelegenheiten. Es ist nicht alles so lilaweiß, wie es sein sollte; aber es ist auch nicht so schlimm, wie du es dir vorstellst. Politik war von jeher ein Geschäft; aber nicht für die Frauen.“

„Ein Geschäft verstand er daraus zu machen, denn er hat viel Geld verdient.“

„Das ich an deiner Stelle nicht verachten würde, denn wer wird es genießen, wenn er nach Friedensschluß ein Schloß baut, wie er schon lange plant?“

„Aber es freut mich nicht“, beharrte sie.

„Und ich hoffe, du nimmst Vernunft an, schon nur der Kinder wegen. Die Einquartierung in Narwangen werde ich stören, das verspreche ich dir; aber ich erwarte von dir bestimmt, daß du dich auch nicht kleinlich zeigst. Du weißt, was du deiner und meiner Stellung schuldig bist.“

Da verließ die Generalin, bleicher als sie gekommen war, das Kabinett des Schultheißen.

Von neuem begann er mit dem Studium der Karte. Von Lenzburg aus war man in zwei Stunden in Melligen, in vier Stunden über Billmergen in Bremgarten. Wenn nur der Herr Feldoberst von Tschärner bald einmal diese Keußübergänge besetzen wollte! Die mußte man um jeden Preis zu erhalten suchen.

Hier war der eine fehlende Ring in der reformierten Kette, mit der die Innereschweiz in ihre Berge zurückgebunden wurde, der andere war im Toggenburg; dann konnte man sie verankern in den rhätischen Bergen.

Er schaute gedankenvoll auf die Gegend von Chur und erinnerte sich an einen Grabstein in einem dunklen Winkel neben der Türe der Churer Kathedrale.

„Ich fange an, dich zu verstehen“, seufzte er, „Jürg Jenatsch. Es geht nicht leicht, und es geht vielleicht nicht immer geradeaus, wenn man für sein Land einen Platz an der Sonne sucht“, und um seinen Mund zog sich eine bittere Falte.

Nun horchte er plötzlich auf, was gab es für einen Lärm im Treppenhaus? Barbaras feste Stimme schimpfte ohne Hemmung mit dem Hausdiener: „Du Trottel, wenn du jetzt nicht gehst und den Wisch herunterreißest“, schnaubte sie ihn an, „dann pack zusammen und geh heim; wozu kann man dich dann noch brauchen?“

So laut hatte er die Haushälterin noch nie sprechen gehört. Er trat in den Flur hinaus. „Was ist los?“, fragte er scharf die Treppe hinunter.

„Ach, du mein Trost, nun kommt der gnädige Herr noch selber, jetzt geh“, schrie die Köchin auf, und schlug die Küchentüre zu.

„Was sind jetzt das für neue Bräuche?“, fragte sich der Schultheiß und klingelte.

Jetzt erschien die Barbara wieder, die Hände an der weißen Schürze trocknend. „Gnädiger Herr, als ich vorhin zum Brunnen ging, sah ich, daß auf der Straßenseite unseres Laubensbogens ein Zettel angeklebt war und eine ganze Reihe von Leuten stand davor, der Cristen darf aber nicht einmal gehen, um ihn herunterzureißen.“

„Was?“, sagte der Schultheiß, „ein Basquill, ich muß doch einmal selber nachsehen.“

Aufrecht trat er durch die Haustüre in die Arkaden hinaus und sah, wie bei seinem Erscheinen eine Reihe lachender Gefellen in die Straße hinaus flüchtete.

Nun sah er, daß sich ein Unbekannter einen üblen Scherz erlaubt hatte.

Wer in Bern Wein verkaufte, und das taten über hundert regimentsfähige Bürger, steckte ein Tännchen aus dem Wald neben seinen Kellerhals und schrieb auf einem beigebesteten Blatt hie und da auch, welche Sorten zu verkaufen waren.

Jetzt prangte vor des Schultheißens Kellertür ein dürres Großlein, mit dem sich kein Kaminfeger mehr in einem Herrschaftshaus gezeigt hätte, und das als Weintännlein ebenso wenig in Frage kam wie ein hundertjähriges Spitalweiblein als Brautjungfer. Statt eines Weinverzeichnisses aber stand auf der Schmachtschrift zu lesen:

Allhier werden durch einen hochmögenden Schultheiß Willading ausgesetzt

Toggenburger Dornkreher zu fünf Bazgen, Willmerger Rotwein neuer Jahrgang zu sechs Bazgen, und Saurer Eigengewächs vom Wilhof zu sieben Bazgen.

Ferner werden hier in des Schultheißens Küche angerichtet und offeriert allerlei troublen, womit eine löbliche Stadt Bern präcipitando ins Unglück hazardiert wird.

Die Zornesröte stieg dem Schultheißens ins Gesicht; er beherrschte sich aber, trat in den Ausgang und rief den Diener.

„Geh hinaus und löse das Basquill sorgfältig und bring es in mein Kabinett; aber unbeschädigt.“

Der Großweibel*) bringt vielleicht heraus, wo der infame Autor sitzt; ich fürchte fast, dachte er bei sich, er könnte in einem Hause sein, das sich dem Zugriff entzieht.

Kurze Zeit darauf, er hatte eben den unangenehmen Text versorgt und überlegte, ob er ihn nicht besser gleich verbrenne wie das schandbare Tännchen, wurde ihm der Berner Frischling gemeldet.

„Herr Schultheiß“, begann er, „Ihr wißt, daß wir im oberen Emmental Grundbesitz haben.“

„Gewiß, in der Mettlenalp stoßen unsere Liegenschaften zusammen.“

„Nicht diese meine ich, sondern unsere Güter in Signau und Eggwil.“

„Es ist mir bekannt, daß Ihr dort musterhafte Höfe besitzet, um die Euch jedermann beneidet.“

*) Polizeinspektor.

„Aber heute nicht mehr, Ihr könnt sie haben, wenn Ihr sie wollt!“

Verwundert schaute Willading auf den Berner: „Euer Ernst?“

„Ja und nein; zu den Höfen gehört eine Alp in Marbach, und wie sollen wir nun mit unserem Vieh dorthin, wenn wir Krieg führen mit den Luzernern?“

„So laßt Ihr's eben daheim“, sagte Willading kurz.

„Das können wir nicht, unmöglich! Aber könnte man nicht eine Erklärung abgeben, daß Bern nur gegen den Abt von St. Gallen Krieg führt und nicht mit Luzern?“

„Ausgeschlossen!“, fuhr Willading auf, „und damit alles in Frage stellt, wo denkt Ihr hin?“

„Oder“, fuhr der Berner unbeirrt fort, „wäre es nicht möglich, die Generalität anzuweisen, Schüpfheim sofort zu besetzen, dann könnten wir die Alpen um die Schrattenfluh doch zur Sommerung benützen.“

„Ich werde der Generalität nicht dreinreden, und wenn der Krieg da ist, muß man eben auch das Unangenehme mit in Kauf nehmen.“

Noch ließ aber der Berner Frischling nicht los.

„Herr Schultheiß, so populär wie Ihr meint, ist der Krieg nicht! Der Herr Alexander von Wattenwyl hat gestern abend die Einquartierung in seinem Hause abgewiesen; die beiden Hauptleute aus Lausanne hatten die größte Mühe, anderswo unterzukommen.“

„Wie?“, fuhr der Schultheiß auf, „das werden wir nicht ohne weiteres hinnehmen!“

Ich bedaure, auch Euch nicht besser entgegenkommen zu können; beehret mich bald wieder mit Eurem Besuch, bis dahin kann ich Euch günstige Nachrichten aus dem Feldlager mitteilen!“

Auf solche Art hatte der Schultheiß täglich seine liebe Not und wünschte sich seine jungen Jahre zurück, wo seinen gesunden Beine keine Treppe zu hoch und seinen starken Händen kein Pferd zu wild gewesen war, und wo ihm kein Ritt zu mühsam vorgekommen; denn überall hätte er jetzt sein sollen, um gegen das lahme Gespenst der Kriegsmüdigkeit aufzutreten, das, wenn er es irgendwo verschucht hatte, ins Nachbarhaus hinein schlüpfte und dort den Kopf wieder zum Fenster hinaus streckte.

Langsam schlich die Zeit, der Sommer stieg höher und höher. Die Wiesen blühten, die Lindenzweige dufteten, der Roggen reifte. Vom Gurten und vom Ulmizberg zogen die Kinder mit Beerenkörblein in die Stadt, und die Bauern brachten die ersten Kirschchen auf den Markt.

Schon mehrmals waren Siegesnachrichten nach Bern gekommen: Bül war eingenommen, St. Gallen besetzt und der Abt geflohen, Mellingen und Bremgarten waren längst erobert, Baden gefallen; aber der Friede ließ auf sich warten. Die Soldaten, die man für die Ernte so dringend nötig gehabt hätte, die kamen nicht heim; statt dessen erscholl das Gerücht von einer verlorenen Schlacht, und unerträglich wurde die drückende Juli-hize bei der Ungewißheit. Da tuschelte es plötzlich in den Lauben Berns: Wißt Ihr es schon? Habt Ihr nichts gehört?

Der Metzger Balmer fragte seinen Nachbarn, den Schlüsselwirt: „Was wollen die Herren im Rathaus?“

„Eben kam ein Schnellreiter aus dem Aargau herauf.“

„Was bedeutet das, Sieg oder Niederlage?“

Wartend drängte sich das ängstliche Volk auf dem nächtlichen Rathausplatz.

Aber jetzt huben die Glocken des Münsters zu läuten an, die helle Betglocke und die ernste Predigtglocke, die mächtige Mittagsglocke und jetzt gar noch die große Glocke; die Bürgerglocke und das Silberglöcklein aber jubelten hoch über dem gewaltigen Dröhnen mit hellen Stimmen den Bernerfieg in die stille Nacht hinaus. Wie das jetzt lebendig wurde! Wieviele Leute waren immer noch in der Stadt, und man hatte doch gemeint, es sei fast alles fortgezogen in den Aargau hinab oder an die Luzernergrenze!

Von der Rathhaustreppe herab verkündete der Schultheiß aufrecht der harrenden Menge den Sieg der Berner Waffen zu Willmergen. Als er rief: Fünf Fahnen und neun Feldstücke, zwei Urhörner und fünf Munitionswagen wurden von unseren tapferen Soldaten erbeutet, fünfhundert Gefangene verlor der Feind und mehr als zweitausend Tote, jetzt wird der Friede nicht mehr fern sein, da brach ein dröhnender Jubel los.

„Jetzt wird unser Herr wieder jung“, sagte Barbara zu Christen, „schau, wie er den Kopf hoch trägt, und schau, wer drückt ihm dort die Hand? Ei der tausend, das ist ja der Herr Alexander von Wattenwyl der ihn sonst nicht leiden mochte! Jetzt hat ein neues Viertel begonnen!“

Nun donnerten von der großen Schanze herab die Freuden-schüsse der Batterie, und langhin grollte es über der Stadt; bei jedem neuen Schusse klirrten die Fenster und schrakten die Leute zusammen, daß die Lichter der Besuchslaternen, mit denen sie sich auf der nächtlichen Gasse einfanden, gewaltig zu flackern begannen.

Als die Schüsse verhallt und die Glocken verklungen waren, ertönten Freudengesänge aus den Gassen hinauf an die Türme, und eher nicht verzogen sich die Tausende, bis vom Rathaus der Bericht kam, daß morgen im ganzen Lande der Sieg mit Freudenfeuern und Böllerschüssen, aber auch eine ganze Woche lang täglich mit einem Dankgottesdienste gefeiert werden solle.

Fortsetzung folgt.

Paläste als Ruinen

Von Eduard Keller

„Wer vor den hohen Säulen und blendenden Marmorfliesen steht, des Auge ist geblendet ob soviel gigantischer Größe. Aus allen Enden der Welt sind Künstler herbeigeeilt, um diesen riesenhaften Palast mit seinen Säulen und Hunderten von Zimmern zu schmücken. Eine Wanderung durch seine Weiten bereitet immer neue Ueberraschungen an kostbaren Täferungen, Fresken und Malereien. Nur eines sucht man vergebens: die Seele dieses großen Hauses, dem das Wort Paz, Friede, eingemeißelt wurde.“ Diese Worte stehen in einer schweizerischen Tageszeitung, sie umschreiben damit eine grandios-tragische Angelegenheit, es betrifft das Völkerbundsgebäude, das größte Leichenhaus der Welt.

Vor 20 Jahren wurde in unserm Lande darüber abgestimmt, ob wir dem Völkerbund beitreten wollten oder nicht. Meinerseits habe ich — so grotesk es im ersten Moment klingen mag — dagegen gestimmt, weil mir die Idee eines Völkerbundes so sehr sympathisch war. Kann man sich etwas Idealeres, Schöneres, Wertvolleres vorstellen als einen Bund, der alle Völker der Erde umfaßt, der sich bemüht, die Schäden unserer Unzulänglichkeit auszumerzen, der aufbauen und positiv wirken will? Gewiß läßt sich kaum etwas Edleres ausdenken. Dieser Völkerbund aber, der vor 20 Jahren ins Leben gerufen wurde, war von Anfang an eine Leiche und war zu jeder Stunde so morbid, daß überhaupt nie Aussicht auf Besserung bestand. Es ist klar, daß aus einer Schar Krämer nie und nimmer Philosophen werden können, mit andern Worten, aus engherzigen Nationalisten können unter keinen Umständen weise, überlegene Menschen werden. Es ist manchmal in der Weltgeschichte notwendig, daß ein Anonimer aus dem Volk, der nichts ist und nichts hat, den Großen, die oben am hellen Lichte sind, eine kleine Wahrheit sagen muß.

Doch nicht von diesen eher moralischen Dingen wollen wir reden, sondern von sehr materiellen Dingen. Vom Palast, vom Völkerbundsgebäude, der mehr als 30 Millionen Franken gekostet hat. Zur Verdeutlichung sei ein Gleichnis angebracht: Einige Menschen haben eine an sich ganz gute Idee und möchten sie gerne verwirklichen. Viele Hindernisse sind aber zu umgehen und zu überwinden. Nun sind zwei Möglichkeiten zur Realisierung ihres Planes offen. Wenn sie rechtschaffen, ehrlich und geistreich sind, so versuchen sie auf einfacher Basis ihr Projekt zu verwirklichen. In erster Linie suchen sie eine vorläufig primitive, billige Bude, um darin ihre Versuche zu machen, um zu sehen, wie es etwa gehen könnte. Läuft das Geschäft dann, werden sie nach und nach den Raum ausbauen, ihn erweitern und vielleicht später, wenn alles auf guten Bahnen ist, sogar einen bescheidenen Neubau wagen, um sich von hier weiter auszu-dehnen. Im andern Falle geht es eben umgekehrt. Sie werfen mit vielen Worten um sich, treten groß auf, pumpen mit viel-

fragenden Versprechungen alle ihr Bekannten an, bauen schon vor der Gründung ihres Geschäftes einen schwer übersehbaren Neubau um schließlich — es mußte zwangsweise so kommen — den Konkurs anzumelden. Wahrscheinlich sind sie dazu zu feige, sie verbrämen die ganze Schöpfung immer noch mit schönen Worten und tun als ob . . .

So ist es heute mit dem Völkerbundsgebäude. Ein technisches Wunderwerk (allerdings kein architektonisches) steht vor uns, aber, — die Seele fehlt, der Impuls fehlt, all das fehlt, was dem Bau zu seiner Existenzberechtigung verhelfen würde. Wir wollen zugeben, daß in den 20 Jahren da die tote Leiche lebte viele schöne Worte geredet wurden. Auch mag guter Wille vorhanden gewesen sein. Man hat den Mädchenhandel eingeschränkt, hat auf philanthropischem Gebiet dies und jenes getan, hat sehr gute Löhne an die Angestellten ausbezahlt, nur eines hat man nicht, wirklich für den Frieden der Welt gearbeitet. Jedes Land hat für sich selbst geschaut, hat sich vor allem gerne gehabt und niemand hat für die andern, für den Nachbarn, für den Nuchmenschen etwas unternommen. Nun steht der Palast in Genf wie der Turm zu Babel. Man redete in vielen Sprachen, nur in keiner, die von gewöhnlichen Menschen verstanden worden wäre. Und weil der kleine Mensch, der Anonyme, der Mensch der Arbeit und des Alltags, dem Friede und Ruhe Voraussetzung zu seinem Leben ist, nichts zu diesem Monsterggebäude zu sagen hatte oder weil er die schönen Worte, die man ihm vorredete, als wahr annahm, darum mußte es so kommen. Der Turm von Babel hat seinen Traum wieder einmal ausgeträumt, man hat aneinander vorbeigesprochen, hat den Nationalismus höchste Triumphe feiern lassen und die Menschlichkeit damit begraben.

Wir leben im Zeitalter der Technik. Auf allen Rednerpulten stehen Mikrophone und vom Völkerbundsgebäude aus hätte man zu ungezählten Millionen reden können. Die Schweiz hat ihre Mission nicht so erfüllt wie sie hätte tun können, man hätte bedeutendere, wichtigere, realere Worte und vor allem Taten erwartet. Wenn die Großen der Welt den richtigen Ton zu den Herzen der Menschen nicht finden, so wäre es höchste, schönste und wichtigste Aufgabe der Kleinen gewesen, dies zu tun. Wir haben die Zeiten, da dies noch möglich gewesen wäre, unbenutzt vorübergehen lassen, wir haben uns mit allgemeinen Worten, die nach vielen ausfahlen und zu nichts verpflichteten, begnügt, niemand von unsern Führern hat sich geopfert, keiner hat sich exponiert, jeder hat die Form gewahrt und den Inhalt damit verraten.

Dies alles sollte man wenigstens einmal zugeben und aussprechen dürfen. Noch etwas bleibt zu sagen, Angesichts der Ruinen aus Gold und Marmor. Ueberall spricht man von Lan-